

Vortrag am „Tag der Projekte“ der Kath.-Theol. Fakultät der RUB

(MI, 20.06.2018, 16.15 Uhr) / Vorgabe: 10-15 Minuten Vortrag (ca. 1.000-1.500 Wörter)

Sehr geehrter Herr Dekan, liebe Damen und Herren,

ich freue mich, dass ich Ihnen in den nächsten 10-15 Minuten das „making of“, wie es im Veranstaltungsflyer heißt, meiner Dissertationsschrift vorstellen darf. Ende Mai habe ich auch die Rigorosa hinter mich gebracht und das Promotionsverfahren damit abgeschlossen. Ich bin also gerade erst fertig und kann jetzt nur ein paar Gedanken vorstellen, die mir bei dem kurzen zeitlichen Abstand gekommen sind und die ich denjenigen mitgeben möchte, die nun darüber nachdenken, ob sie nicht auch den Weg der Promotion in Angriff nehmen wollen

1. Wenn man ein solches Promotionsprojekt am Lehrstuhl von Prof. Damberg beginnt, dann dauert es nicht lange, bis einem augenzwinkernd eine Stellenanzeige des Polarforschers Sir Ernest Shackleton mit auf den Weg gegeben wird, in der dieser im Jahr 1914 Mitstreiter für eine Expedition in die Antarktis sucht. Der Text dieser Anzeige macht deutlich, dass es sich bei dieser Expedition um ein relativ waghalsiges Unterfangen zu handeln scheint. Er lautet:

„Männer gesucht für gewagte Reise. Wenig Lohn. Bittere Kälte. Lange Monate in kompletter Dunkelheit. Konstante Gefahr. Sichere Rückkehr ungewiss. Ehre und Anerkennung im Erfolgsfall.“

Im Laufe des Promotionsprojekts habe ich immer besser verstanden, weshalb man als neu beginnender Doktorand vom Chef mit diesem Zitat konfrontiert wird. Denn manchmal – zum Glück nicht immer - fühlt man sich zumindest phasenweise wirklich wie auf einer gewagten Reise, deren Ende und Zielpunkt ungewiss erscheint. Und das ist auch ganz normal – das werden so ziemlich alle Doktoranden berichten. Ich kann aber dennoch sagen: Diese Reise hat sich mehr als gelohnt und man kann sie bestehen.

2. Um beim Wortfeld Reise zu bleiben: Auch der Titel meiner Dissertationsschrift greift ein ähnliches Phänomen auf. Er lautet: „Eine Fahrt im Nebel auf einem verborgenen Fluss. Deutsche Bischöfe und die Debatte um die Verhältnisbestimmung von gemeinsamem Priestertum aller Gläubigem und Priestertum des Dienstes in der BRD vom II. Vatikanischen Konzil (1962-1965) bis zur Würzburger Synode (1971-1975).“ Die Rede von der Nebelfahrt und dem verborgenen Fluss greift dabei zwei

Zitate auf, die ich im Laufe meiner Arbeit gefunden habe und die sehr schön zum Ausdruck bringen, wie sehr das Thema des gemeinsamen Priestertums der Gläubigen und des Verhältnisses zwischen Priestern und Laien in den letzten 50 Jahren schillert und wie sehr es notwendig ist, das inhaltlich immer weiter zu erhellen. Natürlich war meine Hoffnung immer, die Gutachter würden nicht am Ende zu der Feststellung kommen, ich hätte mich in ebendiesem Nebel festgefahren.

3. Wie bin ich denn überhaupt auf das Thema gekommen? Ähnlich wie es hier bei den Postern und Präsentationen zu sehen ist, war meine Abschlussarbeit im Diplomstudiengang der Ausgangspunkt dafür, mich noch intensiver und genauer mit dem Thema zu beschäftigen. Ich hatte über die Würzburger Synode und die dort stattfindenden Debatten zur Laienpredigt geschrieben, wobei sich herausstellte, dass es eigentlich nötig wäre, diese Frage in den viel breiteren Kontext des Priestertums aller Gläubigen zu stellen. Das habe ich dann in der Dissertationsschrift unternommen und untersucht, wie verschiedene deutsche Bischöfe und auch die DBK als ganze sich zu den Fragen Priestertum, Laienpredigt etc. positioniert haben.

4. Ohne nun auf den konkreten Inhalt ausführlich eingehen zu wollen: Der konkrete Zuschnitt des Themas hat sich dabei im Lauf der Bearbeitungszeit immer wieder angepasst und verändert. Es war viel organisatorische Vorarbeit zu leisten, um überhaupt erst einmal Zugang zu einem aussagekräftigen Quellenmaterial zu bekommen. Während die Akten der Würzburger Synode, die in Köln liegen, für die Forschung frei zugänglich sind, sieht das bei den Akten der DBK und der einzelnen Ortsbischöfe ganz anders aus. Bis zu einem Jahr hat es gedauert, bis seitens der Diözesen die einzelnen Genehmigungen vorlagen und ich damit anfangen konnte, vor Ort das Material zu durchforsten und zu gliedern.

5. In der ersten Zeit haben sich also Archivbesuche (insgesamt komme ich da auf etwa 4 Monate) und Lektürephasen immer wieder abgewechselt. Die Archivbesuche waren dabei immer mal mehr oder weniger erfolgreich, motivierend und weniger motivierend. Es gab Tage, an denen ich gefühlte zig Kisten durchforstet habe und nichts Brauchbares auftreiben konnte. Auch in der Flut von Sekundärliteratur drohte ich am Anfang zu versinken – zum II. Vatikanum und seiner Ekklesiologie gibt es wirklich schon eine ganze Menge.

6. Um das zu händeln, ist es absolut notwendig, sich gut zu organisieren. Jemand sagte mir mal, dass so eine Promotion zu 50% vom Fachwissen abhängt, zu 50% aber auch von Disziplin und Organisation. Ich glaube, dass das stimmt. Jeder hat da seine eigene Art und Weise, sich zu organisieren – mir haben konkrete Lernpläne dabei immer sehr geholfen. Ob man die stets konsequent einhält, steht ja auf einem anderen Blatt, aber dass sie zumindest da sind, halte ich für sehr wichtig. Und Citavi als Literaturverwaltungsprogramm ist wahrlich Gold wert – bei Hunderten von Titeln der Sekundärliteratur und Hunderten von archivischen Quellen verliert man sonst einfach leicht den Überblick.

7. Ein weiterer Tipp bzw. eine Beobachtung von mir: Es ist gut, früh mit dem Schreiben anzufangen. Auch, wenn sich die Gliederung der Arbeit immer wieder ändert, auch wenn man vieles von dem Geschriebenen am Ende dann gar nicht in die Arbeit einbaut oder in eine Fußnote bringt – es ist erstmal beruhigend, etwas zu Papier gebracht zu haben. Viele Grundlagen, die man sich zusammenfasst, kann man eigentlich überall nachlesen und braucht sie daher nicht in die Endfassung der Arbeit zu integrieren – aber um sie selbst besser zu verstehen, ist das Aufschreiben ganz sicher hilfreich. Deswegen habe ich mir auch viele Quellentexte nochmal selbst zusammengefasst, um immer größere Sicherheit zu bekommen.

8. Irgendwann hat man dann so viel geschrieben, dass man wie beim Laufen sagen könnte: Aufgeben lohnt nicht mehr! – um im Bild zu bleiben: man ist dann so weit in den Nebel gefahren, dass man darauf vertrauen muss, am Ende des verborgenen Flusses das Ziel zu erreichen. Umkehren geht nicht mehr und aus dem Boot aussteigen auch nicht. Man macht ja auch inhaltliche Qualitätssprünge während einer solchen Arbeit und es entwickelt sich Stück für Stück ein immer präziseres Gesamtbild. Diskussionen mit den Gutachtern und den Kollegen sowie die Besuche von Tagungen etc. sind dabei unerlässlich, um immer wieder Feedback zu bekommen.

9. Was hält einen noch am Leben bei einer solch langen Arbeit? Ganz wichtig ist der innere Bezug zum Thema. Wenn Sie eine Promotion beginnen, dann sollten sie sich – eigentlich klingt es selbstverständlich - , etwas aussuchen, dass Sie wirklich packt und interessiert. Man kann eine Promotion nur schwer als reine Fleißarbeit verfassen. In meinem Fall ist das Thema Priester und Laien etc. in den Gemeinden vor Ort und in den Medien immer wieder so stark präsent, dass ich immer wieder gemerkt habe: Das

Thema ist wichtig, es ist anschlussfähig und es hat mit mir etwas zu tun. Das war ganz entscheidend – sonst hätte ich das nicht durchziehen können.

10. Es bleibt dennoch alles in allem vieles schwer kalkulierbar, auch wenn es dann in die Endphase geht. Wie lange wird es wohl dauern, bis der Text in einer annehmbaren Form ist? Wie oft werde ich vor allem Einleitung und Schluss nochmal ändern und verbessern?

11. Bei einer Fortbildung sagte man mir mal: Die besten Dissertationen werden nie abgegeben. Man braucht also am Ende auch Mut zum Loslassen, eine Mitdoktorandin sprach einmal von einem Sprung vom 10-Meter-Brett, bei dem einem keiner helfen kann – springen muss man schon selber und das Ding einfach irgendwann abgeben, obwohl (!) man weiß, dass es eigentlich nicht perfekt ist, dass es Grenzen hat, dass man eigentlich immer noch mehr hätte lesen können und noch präziser dies und jenes darstellen können – allein, das hilft nichts. Und man braucht ja auch noch etwas für den Ausblick.

12. Abschließend ist mir wichtig, zu betonen, dass es immer wichtig ist, für einen Ausgleich zu sorgen – ich persönlich war sehr dankbar dafür, an der Uni auch Lehrveranstaltungen durchführen zu dürfen und so immer wieder auch mal in anderer Form zu arbeiten als nur am Schreibtisch. Aber auch darüber hinaus sollte man sich Freiräume gönnen, und zwar guten Gewissens! Ich habe versucht, mir immer mal wieder an den Wochenenden ganz dezidiert Freiräume zu gönnen – danach lässt sich dann viel besser durchstarten. Bei allem Ehrgeiz und aller Fokussierung wissen wir ja gerade als Theologen, dass das Leben noch viel mehr bereithält und dass das Seelenheil nicht vom wissenschaftlichen Erfolg abhängt!